

bar widerspricht, und von der katholischen<sup>12</sup> und protestantischen Forschung<sup>13</sup> längst abgelehnt war. Doch nehmen wir an, Heuffis Deutung sei möglich, selbst wahrscheinlich: dann kann sie logisch niemals als sichere Instanz gegen die Tradition und die andern Beweisstellen beigezogen werden. Wie Heuffi zur Auffassung kommen konnte, durch seine Deutung des Klemenzeugnisses sei die Frage, ob Petrus in Rom war, endgültig negativ entschieden (S. 34), ist unbegreiflich.

Was Heuffi sodann über die Ignatiusstelle sagt, mag vielleicht zeigen, daß die Stelle in sich betrachtet abolut wohl auch anders gedeutet werden dürfte, kann aber die größere Wahrscheinlichkeit der überlieferten Deutung nicht aufheben und muß deshalb auch diese Stelle als Glied des Gesamtbeweises bestehen lassen. Wenn wir ferner Heuffi auch zugeben wollen, daß das Dionysiuszeugnis (49 ff.) wegen seiner rhetorischen Färbung, die den Verfasser auch sonst zu Ungenauigkeiten verleitet, auf seinen sachlichen Gehalt zurückgeführt werden muß, so bleibt es als Glied in der Beweiskette doch bestehen. Der Absatz über das Petrusgrab (62 ff.) ist leider sehr wenig tiefgehend, zumal er von den neuesten Ausgrabungsergebnissen (Styger, Wilpert u. a.) absteht. Subjektiv erklärt sich das aus Heuffis Methode, der wesentlich auf dem Klemenabrief beruhenden Beweisführung; dem sachlichen Ergebnis aber ist es sehr abträglich.

Es wird also dabei bleiben müssen: die geschichtliche Tradition über den Aufenthalt Petri in Rom besteht auch weiterhin wissenschaftlich zu Recht. Im Mittelpunkt der quellenmäßigen Bezeugung steht, die älteren Zeugnisse abschließend und die Fülle der späteren Zeugnisse einleitend, das Zeugnis des hl. Irenäus, der wegen seiner Herkunft, seines Wohnorts, seiner amtlichen und literarischen Verbindungen mit der gesamten Christenheit, seiner Reisen nach Rom, seiner Erkundigungen und Forschungen über die christliche Urzeit, seines notorischen Wahrheitswillens ein Zeuge ist von unvergleichlichem Wert. Mit klaren Worten, die eine andere Deutung unbedingt ausschließen, bezeugt er rund hundert Jahre

nach dem Tode des hl. Petrus dessen apostolisches Wirken in Rom: eine notorische Tatsache, die für die Urchristenheit von größtem Interesse war und zweifellos bekannt sein mußte. Selbst wenn einzelne der älteren Zeugnisse an sich vielleicht auch eine andere Deutung zulassen, bleibt ihr Zeugniswert bestehen: ihr Zeugnis für den römischen Aufenthalt Petri ist in sich mindestens wahrscheinlich und wird schon durch das Irenäuswort in jedem Falle zur einzig vernünftigen Erklärung.

Die ununterbrochene, uralte Tradition, die Übereinstimmung aller formalen Zeugnisse, ihre harmonische Eingliederung in die Ergebnisse der archäologischen Entdeckungen und Untersuchungen, das einzigartige, fast einstimmige Forschungsergebnis der katholischen und protestantischen Theologen und Historiker, das alles in seiner Gesamtheit schafft eine frohe Gewißheit. Auf die Frage »War Petrus in Rom?« kann nur mit einem ehrlichen »Ja« geantwortet werden.

Ludwig Költers S. J.

## Biologische Ganzheit

Das »Wachset und mehret euch« der Ur-offenbarung gilt unbegrenzt, gilt auch für das geistige Wachstum, d. h. die Erkenntnis des Gottgläubigen kann und soll gesteigert, erweitert, gereinigt werden. Der Gottesbegriff als religiöser Wert ist gewachsen, seitdem in der menschlichen Vorstellung dieser Gott seinen festen Thron über der Wolkendecke verlassen hat und die Weite der Lichtjahrmillionen ausschreitet. Es ist gewiß nicht letzte Weisheit, wenn überapologetischer Eifer in jeder kritischen Anmerkung eines Naturforschers über seine Naturwissenschaft nur Waffen zur Verteidigung des Hergebrachten sieht. Wenn ein besonnener und bekannter Naturwissenschaftler Grenzfragen behandelt, kann das für die Wissenschaft von der Religion nicht nur interessant, sondern ein Fortschritt sein.

Ein wichtiger Begriff der neueren Zeit klingt nicht nur scholastisch, sondern ist tatsächlich mit dem Denken der »Schule« recht eng verknüpft, er stammt aber aus der Biologie und wird heute auch als ihr Sprößling empfunden, obgleich er in seiner Anwendung schon weit über sie hinausgreift. Es ist der Begriff der Ganzheit. Das Wortgebilde verrät seine Her-

<sup>12</sup> Vgl. Dieckmann a. a. O.

<sup>13</sup> Vgl. R. Knopf (im übrigen Anhänger der liberalen Theologie) im Handb. zum N. T., Ergänzungsband (1920) 50 f.



kunft aus der Naturphilosophie. Es klingt, sprachlich gesehen, etwas hart und abstrakt. Das Fremdwort Totalität ist nicht besser. Man glaubt auch sofort zu verstehen, was Ganzheit bedeutet, und oft kann man einfach »das Ganze« sagen. Schaut man näher zu, so wird man zu dem Bedenken vordringen, daß mit der Bezeichnung eine Lücke in unserer Weltkenntnis überbrückt werde, und daß diese Lücke gerade in jenem Gebiet klaffe, das ihm den Ursprung gab, in den naturphilosophischen Voraussetzungen der Biologie. In diese Lücke hat sich ein Buch des Biologen der Universität Breslau gestellt<sup>1</sup>. Dürken ist ein Meister auf seinem Gebiet, der Entwicklungsmechanik, und ein Meister des Wortes, er faßt seine Aufgabe ganz großzügig an, fast möchte man es ein prophetisches Buch nennen: Der Kern seiner Ausführungen liegt in der Forderung, die Biologie (aber wie umfassend ist sie?) umzuordnen oder neu aufzubauen, und zwar von dem Gesichtspunkte der Ganzheit her. So lautet der Kernsatz, der zunächst für den biologischen Bereich gelten soll: Das Ganze ist vor den Teilen da und ist mehr als die Summe der Teile. »Nicht die Teile des Organismus sind das Primäre und Entscheidende, nicht sie schaffen als Ergebnis das sekundäre Ganze, sondern das Verhältnis ist genau umgekehrt: Das Ganze ist das Primäre, die Teile sind das Sekundäre. Die einheitliche Ganzheit des Lebewesens ist nicht das Ergebnis seiner Teile und ihrer Verflechtung, sondern die Voraussetzung für die Teile. Das lebende Individuum entsteht nicht durch das Zusammenfügen vorher gegebener und vorher gebildeter Bestandteile, sondern das Ganze ist vor seinen Teilen da. Der Organismus wird nicht aus Zellen aufgebaut, sondern er bildet Zellen und besitzt Zellen« (17).

Diese Grundauffassung, die den Namen Holismus erhält, dürfte den Durchschnittsleser nicht sonderlich überraschen. »Zweifellos erscheint uns jedes Lebewesen als ein einheitliches Ganzes, sowohl in seiner Formgestaltung, als auch in seinen Tätigkeiten. Es fragt sich, wie diese Ganzheit zustande kommt.« Und da ist eben, wie

Dürken (13) uns klarmacht, die bisherige Auffassung meristisch gewesen, es hat die »Bestandteilsbiologie« geherrscht. Sie hat die Sache so aufgefaßt: »Das Lebewesen baut sich aus mancherlei Organen auf, die ihrerseits aus Geweben bestehen. Die Gewebe lassen sich weiter zerlegen, und bei dieser Zerlegung stößt man auf Zellen. ... Nach der Bestandteilsbiologie nun sind die angedeuteten Teile das Primäre, das Ganze aber das Sekundäre. Das in einheitlicher Ganzheit uns entgegentretende Individuum ist das Ergebnis der Summe seiner Teile. ... Als Inbegriff dieser Teile gilt die Zelle, die als Elementarorganismus angesehen wird. Die Leistungen dieser Forschungsrichtung, d. h. etwa der gesamten bisherigen Biologie, werden von Dürken nicht bestritten. Aber die von ihr beliebte Auffassung des Organismus, die er als analytisch-summativ kennzeichnet (analytisch, weil auf Zergliederung fußend, summativ insofern, als nach ihr die Summe der Teile das Ganze liefert), wird als unzureichend abgelehnt. Sie ist freilich noch allgemein verbreitet, aber ihre Zeit ist vorbei, und die Zukunft gehört dem Holismus.

Auf die Beweisführung, die der Verfasser zu liefern hat, ist man gewiß gespannt, um so mehr, als es sich herausstellt, daß in den Kreisen der Ganzheitsbiologen kaum eine einheitliche Auffassung über die Ganzheit selbst besteht. Ganz abgesehen davon, daß die Gegner, also die Meristen, sich nicht ohne weiteres zu den Auffassungen bekennen werden, die ihnen Dürken zuschreibt. Aber schließlich sind das Bedenken, die in jedem wissenschaftlichen Disput wiederkehren, über die man auch sonst hinweggeht. Es liegt in der Natur der Sache, daß in einer solchen für weitere Kreise berechneten Darstellung eine gewisse Großzügigkeit herrscht. Dürken will, wie er im Vorwort sagt, ein Bild entwerfen, wie es sich ihm im Laufe der Jahre gestaltet hat. Doch verweist er auf eine ausgiebige Literatur. In dem eigentlichen Beweisgang verwendet er in ausgiebigster Weise die Ergebnisse der von Wilhelm Roux begründeten Entwicklungsmechanik, deren gegenwärtiger Hauptvertreter er selber ist. Es handelt sich um die Forschungsrichtung, die den Ursachen der Formbildung bei der Keimesentwicklung nachgeht und durch geschickte Experimente, von denen viele den Namen des Freiburger Spemann tragen, die Faktoren auf-

<sup>1</sup> »Entwicklungsbiologie und Ganzheit«, ein Beitrag zur Neugestaltung des Weltbildes. Von Bernhard Dürken. 8° (207 S.). Leipzig 1936, Teubner. M 6.80.



zeigen konnte, die das Schicksal des Lebewesens beeinflussen. Das ist durch eine fein entwickelte Technik möglich geworden, die Wege gefunden hat, an dem oft winzigen Ei und den ersten Entwicklungsstufen des Keimes Verletzungen, Umlagerungen, chemische Beeinflussungen usw. vorzunehmen, die stark in die normale Entwicklung eingreifen, ohne das Leben zu gefährden. Die Darstellung dieser Versuche, die uns in das Hauptarbeitsgebiet des Verfassers hineinführen, nimmt einen breiten Raum ein und ist meisterhaft durchgeführt. Sie setzt nichts voraus und bringt alles Wesentliche: Zellteilung, Befruchtung, Furchung, Keimblattheorie, präsumptive Organbezirke, Regeneration. Um einen eindeutigen Beweisgang zu bekommen, wird der Neodarwinismus Weismanns mit seiner Präformationslehre als der Hauptgegner vorausgesetzt.

Um die präformistische Auffassung auszuräumen, muß gezeigt werden, daß tatsächlich keine so unabänderliche Bindung zwischen dem Material, das in der Keimzelle vorliegt, und dem Organ, das daraus wird, besteht, daß vielmehr, um es kurz zu sagen, das Ganze über sein Material Herr ist. 50 Seiten bringen den Nachweis in einer Reihe von knapp, aber schlagend dargebotenen experimentellen Belegen, die durch eine ausgiebige Bilderbeigabe dem Verständnis auch des Fernstehenden nahegebracht werden. Diese Zusammenstellung an sich ist ein hoher Vorzug des Buches. Wir müssen uns hier mit der Angabe der Haupteinteilung begnügen: Es widersprechen der Annahme, daß von Anfang an fertige Anlagen für die einzelnen Organe vorliegen, folgende Tatsachenbefunde: 1. Vollentwicklung eines Organismus aus vermindertem, etwa halbiertem Material des Eies, wie sie bei Zwillings- und Doppelbildungen sich zeigt. 2. Normalentwicklung eines Lebewesens aus vermehrtem, etwa verdoppeltem Material. 3. Entwicklung aus umgeordnetem Material, was zum Beispiel bei dem Pressungsversuch von Driesch auf elegante Weise erreicht wird. 4. Umbau, Abbau und Neubau bei den Regenerationsversuchen von Driesch an der *Acidia Clavellina* und andern. 5. Das stufenweise Entstehen determinierter Organbezirke, womit das besondere Forschungsgebiet des bekannten Nobelpreisträgers Spemann herangezogen wird. 6. Die Organi-

latorswirkung und die Stufenreihe der Organisatoren. Dahin gehören die verblüffenden Versuche, daß ein etwa unter die Bauchhaut übertragenes Stück des entstehenden Auges (des Augenbechers) die darüber gelegene Haut veranlaßt, eine Linse zu erzeugen.

Man wird leicht zugeben, daß mit diesen Befunden die alte Weismannsche Präformationslehre erledigt ist, insofern sie alle späteren Entwicklungsstufen als eindeutig festgelegte Anlagen in der Keimzelle voraussetzt. Auch Dürken setzt Anlagen irgend welcher Art voraus. Aber sie haben eine andere Wertigkeit als bei Weismann, »sie sind nicht unmittelbar die Anfangszustände der Organe, sondern schaffen erst auf dem Wege der fortchreitenden Organisation nach und nach die eigentlichen Organanlagen. Die gegenseitigen Beziehungen und der Zusammenklang aller von den vergleichsweise wenigen Anfangsanlagen ausgehenden Wirkungen erzeugen wirklich Neues. Die Entwicklung ist Epigenese. Da die Teile des Individuums erst nachträglich entstehen, ist es kein sekundäres Ergebnis seiner Teile, sondern die Teile sind das Sekundäre.« Die scharfe Gegensätzlichkeit zwischen Keimbahn und Soma, wie sie in der Weismannschen Auffassung sich zeigt, besteht nicht, wenn man auch den Begriff der Keimbahn für die formale Vererbungslehre brauchen mag.

Man wird sich, so scheint mir, mit den bisherigen Ergebnissen leicht abfinden. Man wird allerdings vermuten, daß einige Befunde, die hier etwas zurücktreten, sich auch mit Weismanns Auffassung vertragen, daß ferner Weismann auf einige Tatsachen, die hier gegen ihn vorgebracht werden, schon eingehen mußte und sich durch Hypothesen zu retten suchte, aber an dem - nennen wir ihn ruhig meristischen - Grundgedanken festhielt. Tatsächlich beginnt erst jetzt die schwierigere Aufgabe, die Folgerungen aus der Ganzheitsbetonung zu ziehen. Die Frage tritt auf nach dem Wesen und der Wirkungsweise dieser Ganzheit. Wenn Spemann sagt: »Die Bestimmung einer Zellgruppe des Keimes zu ihrem späteren Schicksal wird im Zusammenhange des Ganzen, mit Rücksicht auf das Ganze getroffen«, so ist vielleicht das augenblickliche Ganze zu verstehen (auf Seite 109 zitiert). Aber Dürken selbst drückt sich schärfer aus: »Alle Teile des Individuums entstehen von vornherein im Rah-



men und im Hinblick auf das Ganze des fertigen Individuums. Eine solche primäre Einordnung und Hinordnung auf das Ganze ist nur möglich, wenn dieses ja von Anfang an gegebene Ganze in der Entfaltung seiner sekundären Teile eine leitende Stellung einnimmt. Am Anfang steht das entwicklungsbereite Ei, es ist seiner Leistungsfähigkeit nach von vornherein ein Ganzes. Das befruchtete Ei ist schon das ganze Individuum, allerdings noch nicht im Besitze aller später vorhandenen Teile« (109).

Wenn der Leser mit dieser Darbietung zunächst noch nicht viel anfangen kann, so braucht ihn das nicht zu entmutigen, denn »dem Menschen ist nur die Fähigkeit gegeben, auf einmal bloß eine Frist des Geschehens ins Auge fassen zu können, die Fähigkeit zu einer wirklichen Ganzheitschau geht ihm ab; höchstens in Augenblicken intuitiver Erkenntnis vermag er ahnend eine solche zu empfinden.«

Man ist also doch wieder auf die Analyse, die Zergliederung des Ganzen in einzelne Teile angewiesen und kommt nur auf Umwegen an das Ganze heran. Was ist nun eigentlich im Keim der Träger der Ganzheitsfunktion? Da es sich hier um den Kernpunkt handelt, wird die Lage durch eine Vorfrage geklärt: Ist im Keim, also etwa im befruchteten Ei, eine Sondereinrichtung vorhanden, die dafür sorgt, daß die Leistungen der einzelnen Bezirke einheitlich zusammengehalten werden? Eine solche Möglichkeit wird als ausgeschlossen bezeichnet. Jetzt heißt es jenes Etwas aufspüren, das allen Forderungen entspricht, das also selber weder bei der Vermehrung oder Verdoppelung des Materials noch bei seiner Verminderung oder Umordnung irgendwie verändert wird. Und das kann allein nur die artspezifische Besonderheit des Protoplasmas sein (117). Der Zusatz artspezifisch will der Beobachtung Rechnung tragen, daß im allgemeinen innerhalb der Art fruchtbare Kreuzungen möglich sind. »Die Spezifität des Artplasmas beruht nicht darauf, daß es ein Mosaik gesonderter Einzelanlagen enthält, sondern darauf, daß es bestimmte Aktions- und Reaktionsnormen für das Entwicklungs-geschehen besitzt« (118).

Ich muß gestehen, daß diese Lösung mich enttäuscht. Der Standpunkt Dürkens ist vorsichtig, ist so vorsichtig, daß er unangreifbar genannt werden könnte, aber

doch deshalb, weil er fast nichts behauptet. Denn was heißt das schließlich: Das Artplasma stellt die Ganzheit des Individuums dar und beherrscht die Bildung seiner Teile (119)? Besonders wenn man die späteren Sätze (160) daneben hält: »Dem Protoplasma als chemischem Körper (oder als Gemisch solcher Körper) fehlt das Leben ebenfalls.... Totes Protoplasma braucht sich in chemischer Hinsicht nicht vom lebenden zu unterscheiden. Wenn der Unterschied des toten und lebenden Plasmas kein chemischer ist, kann es eben nur ein spezifisch organismischer sein.... Diese Besonderheit des Lebendigen, deren wichtigstes Symptom die primäre Ganzheit des Individuums ist, kann nicht durch Heranziehung ihrer fremder Wirkungsweisen (phys., chem.) erfaßt werden, sondern nur durch Untersuchung ihrer Eigengesetzlichkeit.« Die Besonderheit des Lebendigen liegt in dem organismischen Charakter des Artplasmas - man kommt sich wie im Kreis herumgeführt vor und möchte meinen, man habe etwas verloren, was man schon zu besitzen glaubte.

Von den Folgerungen, die der Verfasser anschließend behandelt, erscheint besonders die Unterscheidung der wesentlichen Eigenschaften des Lebenden von seinen Sondereigenschaften von Bedeutung. Die vorwärtliche Stellung des undifferenzierten Plasmas stellt auch die plasmatische Vererbung in den Vordergrund. Da ist die heutige Erblehre mit der Betonung der Kernbestandteile, besonders der Chromosomen, reichlich unbequem. Dürken hilft sich so: Die Sondereigenschaften, die als Domestikationsfolgen, als Enterbungsercheinungen usw. etwas Herableitung erfahren, werden als mit den Chromosomen irgendwie verbunden erklärt, das Wesen der betreffenden Organismen aber wird in das Zellplasma verlegt. Wir können auch diese Hypothese des Verfassers nicht als unmöglich zurückweisen, aber müssen sie doch als äußerst unwahrscheinlich bezeichnen; dabei ist zuzugeben, daß plasmatische Vererbung schwer festzustellen ist (S. 148).

Daß Dürken in der Besprechung der früheren Lösungsversuche den Mechanismus, und zwar vielfach in Anlehnung an die von Driesch vertretene Beweisführung, ablehnt, ist klar. Aber auch die Entelechielehre dieses Ganzheitsphilosophen findet keine Billigung, ja sie wird gar als meri-



stisch angesprochen. Ihr gegenüber wird die Dürkensche Lösung als biologisch und überhaupt naturwissenschaftlich einwandfrei allein anerkannt.

Von einem geschlossenen System der Ganzheitslehre kann natürlich noch keine Rede sein, so sehr sich auch zur Zeit die zustimmenden Äußerungen, besonders aus lebensnahen Ärztekreisen, häufen. Anderseits kann man die kritische Frage: Was leistet der Ganzheitsbegriff? nicht einfach überhören. Und auch mancher nachdenkliche Leser des Dürkenschen Buches wird sie sich stellen. Sein Hauptwert liegt also meines Erachtens in der überzeugenden und handgreiflichen Darlegung der Eigenständigkeit des Lebens und im nachdrücklichen Hinweis auf die Frage nach dem Etwas, das als unmittelbare Ursache ihr zu Grunde liegt. Dürken möchte es nicht in etwas »Unnatürlichem« suchen und wird dadurch äußerst zurückhaltend. Mir will scheinen, daß gerade er durch seine vorsichtige Beweisführung zeigt, daß jenes Prinzip nicht mit Maß und Waage oder mit Mikroskop und Präpariernadel zu erreichen ist, ebensowenig wie der Träger des menschlichen Bewußtseins. Damit wäre ja nun doch ein Weg eröffnet zu jener naturphilosophischen Auffassung, die vom Stagiriten über die mittelalterlichen Philosophen und Theologen zur heutigen Scholastik weitergetragen wurde, immer in dem vielleicht etwas vorschnellen, aber doch nicht unbegründeten Bemühen, von der Seelenlehre her an die letzte Frage des Lebensprinzips heranzukommen.

Franz Hefelhaus S. J.

## Die Kunst der Ostkirche

Schon seit vielen Jahren erleben wir ein ständiges Wachsen des Interesses für das äußere und innere Leben der östlichen Kirche. In Rom haben diese Bestrebungen zur Gründung des Orientalischen Instituts durch Papst Pius XI. geführt. Hier treffen sich Lateiner und Orientalen im gemeinsamen Studium der Theologie, der Geschichte, der Kunst, des kirchlichen Rechts und noch mancherlei anderer Fragen des christlichen Ostens. Auch in Deutschland hat das Studium der Ostkirche in ihrer Vergangenheit und Gegenwart, vor allem bei der theologischen Jugend, begeisterten Anklang gefunden.

Wenn wir uns hier nun mit der Kunst

der Ostkirche befassen, so möchte es scheinen, daß doch wohl nur der unbedeutendste Teil dieser Fragen angerührt würde. Doch muß man hierbei berücksichtigen, daß es bei der Beschäftigung mit ostchristlichen Fragen zunächst einmal darum geht, diese ganze Welt überhaupt erst unserem Verständnis nahezubringen. Es ist wirklich eine andere Welt in Denken, Fühlen und Gestalten als der lateinische Westen. Und damit ist eine echte Einführung nicht jedem erstbesten Versuch schon möglich. Da finden wir nun in der Kunst, als dem sinnlichen Niederschlag menschlichen Denkens und Empfindens, einen willkommenen Dolmetsch.

Wir möchten hier besonders auf zwei neuere Arbeiten über ostkirchliche Kunst eingehen, die uns Gelegenheit geben werden, einige Gedanken zu diesen Fragen vorzulegen. Wladimir Zaloziecky veröffentlichte in der Studienreihe des Päpstlichen Archäologischen Instituts in Rom eine sehr sorgfältige Arbeit über die Hagia Sophia in Konstantinopel<sup>1</sup>. Es geht ihm dabei um die Frage, ob dieser Prachtbau ostkirchlicher Baukunst aus westlicher oder östlicher Kunsttradition herzuweisen sei. Bei einem Werk von der Bedeutung der Sophienkirche ist das in der Tat nicht gleichgültig für unsere kunstgeschichtlichen Erkenntnisse. Er rührt damit aber auch an eine ewige Streitfrage: Orient oder Rom. Der Verfasser geht gründlich zu Werk. Er liefert uns eine genaue Beschreibung und Analyse des Außen- und Innenbaues. Dann vergleicht er das Bauwerk mit der west- und oströmischen, der altchristlichen und frühbyzantinischen Architektur. Selbst die dekorativen Einzelformen werden mit in die Untersuchung einbezogen. So kommt Zaloziecky dann schließlich zu dem Ergebnis, daß der ganze baukünstlerische Charakter mit samt den Einzelformen aus der mittel- und spätrömischen Formenwelt abzuleiten sei. Damit entscheidet er sich für den Westen gegen den Osten.

Wir wollen diese Aufstellung als solche

<sup>1</sup> Die Sophienkirche in Konstantinopel und ihre Stellung in der Geschichte der abendländischen Architektur. Von Wladimir R. Zaloziecky, Studi di Antichità Cristiana XII. 80 (271 S., 37 Abb. u. 24 Taf.) Rom, Pont. Istituto di Arch. Crist., Freiburg 1936, Herder. Lire 85.-.